

**Alte Heimat – neue Heimat – oder heimatlos  
dazwischen?  
Zur Frage der regionalen Identität deutscher Flüchtlinge  
und Vertriebener – Eine Skizze**

von Rainer Schulze

**I.**

Das Ende des Zweiten Weltkrieges bedeutete einen tiefgreifenden Umbruch für die deutschen Siedlungsgebiete in Osteuropa; Millionen von Deutschen verloren ihre Heimat östlich der Oder-Neiße-Linie. Ein Teil von ihnen verließ ihre Heimat bereits 1944/45 beim Einsetzen der sowjetischen Großoffensive und floh vor der heranrückenden Roten Armee in Richtung Westen, viele organisiert in größeren Transporten und Trecks, andere auf eigene Faust in kleinen Gruppen. Ein weiterer Teil floh nach dem Ende der Kampfhandlungen, d.h. nachdem sie von der Roten Armee überrollt waren, oder wurde in ersten, noch unorganisierten Aktionen (den sogenannten wilden Vertreibungen) vertrieben. Nahezu alle, die nach diesen ersten zwei Phasen noch verblieben waren, mußten schließlich im Rahmen der in Art. 13 des Potsdamer Abkommens vereinbarten Zwangsausweisung ihre Heimat außerhalb des Vierzonen-Deutschland in Ost- und Südost-Europa verlassen. Für die Gebiete östlich der Oder-Neiße-Linie hieß dies, daß aus dem deutschen Osten der polnische Westen wurde.

Die Flucht- bzw. Vertreibungserfahrungen sind vielfältig dokumentiert worden,<sup>1</sup> ebenso die Probleme der Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen in Wirtschaft und Gesellschaft des Nachkriegsdeutschland,<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Vgl. z.B. Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa. 5 Bde. u. 3 Beihefte, hrsg. v. Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, bearb. v. Theodor Schieder. Bonn 1953–1961 (unveränderter Nachdr. München 1984).

<sup>2</sup> Für ein relativ frühes Beispiel der Bilanzierung vgl. Die Vertriebenen in Westdeutschland. Ihre Eingliederung und ihr Einfluß auf Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Geistesleben, hrsg. v. Eugen Lemberg u. Friedrich Edding. 3 Bde., Kiel 1959. Zur Sowjetischen Besatzungszone/Deutsche Demokratische Republik vgl. Peter-Heinz Seraphim, Die Heimatvertriebenen in der Sowjetzone. Berlin 1954, sowie Alexander von Plato, Wolfgang Meinecke, Die Last des Schweigens. Flüchtlinge und Vertriebene in der sowjetischen Besatzungszone und in der DDR. Berlin 1991. – Zum allgemeinen Forschungsstand nach wie vor hilfreich ist Doris von der Brèlie-Lewien, Zur Rolle der Flüchtlinge und Vertriebenen in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte – Ein Forschungsbericht, in: Flüchtlinge und Vertriebene in

auch wenn der Begriff der Integration oder Eingliederung zunehmend als den tatsächlichen Verlauf nicht adäquat beschreibend angesehen und statt dessen von Prozessen der Akkulturation oder des Zusammenwachsens und der Angleichung der beiden Bevölkerungsgruppen, der Einheimischen und der Neuankömmlinge, gesprochen wird.<sup>3</sup> Unabhängig von der jeweiligen Terminologie galt das Hauptaugenmerk der Untersuchungen zu diesem Ein- bzw. Angliederungsprozeß jedoch den Folgewirkungen – in ihren verschiedenen Dimensionen und Facetten – auf die politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung der Regionen im Nachkriegsdeutschland, die die Flüchtlinge und Vertriebenen aufnahmen. Insgesamt wird von einer erfolgreichen Integration gesprochen, auch wenn die ‚schnelle Integration‘ inzwischen weitgehend als ‚Mythos‘ gilt<sup>4</sup> und statt dessen stärker die Probleme herausgestellt werden, die dieser Prozeß sowohl für die aufzunehmende wie die aufnehmende Bevölkerungsgruppe bedeutete. Daß dieser Vorgang aber letztlich so erfolgreich verlief, daß aus den ‚Heimatvertriebenen‘ im Verlauf dieser Ein- und Angliederung überall ‚Neubürger‘ wurden<sup>5</sup> und es nirgendwo zu einer nennenswerten Radikalisierung der Flüchtlinge und Vertriebenen kam, wird mit großer Übereinstimmung als eine der größten Erfolgsleistungen der deutschen Nachkriegszeit angesehen.<sup>6</sup>

---

der westdeutschen Nachkriegsgeschichte. Bilanzierung der Forschung und Perspektiven für die künftige Forschungsarbeit, hrsg. v. Rainer Schulze, Doris von der Bröle-Lewien u. Helga Grebing. Hildesheim 1987, S. 24-45. Vgl. auch Arnold Sywottek, Flüchtlingeingliederung in Westdeutschland. Stand und Probleme der Forschung, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, H. B 51/89 (15. Dezember 1989), S. 38-46; Hellmut Auerbach, Literatur zum Thema. Ein kritischer Überblick, in: *Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Ursachen, Ereignisse, Folgen*, hrsg. v. Wolfgang Benz. Aktualisierte Neuausgabe, Frankfurt a.M. 1995, S. 277-298; Josef Henke, Flucht und Vertreibung der Deutschen aus dem Osten. Zur Quellenlage und Historiographie, in: *Deutsche Studien* 32 (1995), S. 137-149. Jetzt auch Gertrud Krallert-Sattler, Kommentierte Auswahlbibliographie zur neuzeitlichen Geschichte des Ost- und Südostdeutschlands bis zum Zusammenbruch 1944/45 und zum Vertriebenen- und Flüchtlingsproblem in West- und Mitteldeutschland (Literatur 1987-1995), in: *Die Ostdeutschen. Eine dokumentarische Bilanz 1945-1995*, hrsg. v. Wilfried Schlau. München 1996, S. 183-279.

<sup>3</sup> Volker Ackermann, Integration, Begriff, Leitbilder, Probleme, in: *Neue Heimat im Westen. Vertriebene – Flüchtlinge – Aussiedler*, hrsg. v. Klaus J. Bade. Münster 1990, S. 14-36; vgl. auch Helga Grebing, Zum Begriff der Integration, in: *Flüchtlinge und Vertriebene* (wie Anm. 2), S. 302ff.

<sup>4</sup> Paul Lüttinger, Der Mythos der schnellen Integration. Eine empirische Untersuchung der Integration der Vertriebenen und Flüchtlinge in der Bundesrepublik Deutschland bis 1971, in: *Zeitschrift für Soziologie* 15 (1986), S. 20-36.

<sup>5</sup> Paul Erker, Vom Heimatvertriebenen zum Neubürger. Sozialgeschichte der Flüchtlinge in einer agrarischen Region Mittelfrankens 1945-1955. Wiesbaden 1988.

<sup>6</sup> So z.B. erst kürzlich wieder Marion Frantziach-Immenkeppel, Die Vertriebenen in der Bundesrepublik Deutschland, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, H. B 28/96 (5. Juli 1996), S. 3-13.

Über den Stolz auf diese Leistung sind allerdings die Flüchtlinge und Vertriebenen selbst zunehmend aus dem Blickfeld geraten und finden sich vielfach reduziert auf ihre Rolle als Antriebskraft oder Hemmnis für die längerfristigen Transformations- und Modernisierungsprozesse insbesondere in den ländlichen Regionen.<sup>7</sup> Die lebensgeschichtliche Bedeutung der alten kollektiven Identitäten und Prägungen, die die Menschen bei Flucht und Vertreibung mitbrachten, und ihrer spezifischen Gefühle, Sehnsüchte, Hoffnungen und Ängste seitdem – kurz, der gesamte affektiv-emotionale Aspekt des Verlustes der alten Heimat und der Notwendigkeit, sich in einer neuen Umgebung zurechtzufinden, blieb darüber weitgehend ausgespart bzw. wurde in der Regel nur insoweit thematisiert, als er dem Prozeß des Einlebens im Nachkriegsdeutschland entgegenwirkte bzw. ihn verzögerte.<sup>8</sup> Unausgesprochen wurde dabei in der Regel davon ausgegangen, daß die alten Identitäten und Prägungen, die alten Gefühlswelten, die alten Denk- und Lebensweisen mit der Zeit, im Verlauf der ‚erfolgreichen‘ Einbürgerung in die ‚neue Heimat‘, verschwanden bzw. sich abschliffen und es dabei zur ‚Entstehung eines neuen Volkes aus

<sup>7</sup> Marion Frantzioc, *Die Vertriebenen. Hemmnisse, Antriebskräfte und Wege ihrer Integration in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin 1987. Als Beispiel für eine Fallstudie vgl. Doris von der Brélie-Lewien, „Dann kamen die Flüchtlinge“. Der Wandel des Landkreises Fallingb. vom Rüstungszentrum im „Dritten Reich“ zur Flüchtlingshochburg nach dem Zweiten Weltkrieg. Hildesheim 1990. – Auch die Untersuchungen zu den Flüchtlingen und Vertriebenen (bzw. den ‚Umsiedlern‘, wie sie hier offiziell hießen) in der sowjetischen Besatzungszone bzw. der DDR, die erst in den letzten Jahren in Gang gekommen sind, legen den Schwerpunkt auf die Frage nach den strukturverändernden Wirkungen des Flüchtlingseinstroms für die aufnehmende Gesellschaft. Vgl. dazu Horst Möller, Hartmut Mehringer, *Die Außenstelle Potsdam des Instituts für Zeitgeschichte*, in: *Vierteljahrshäfte für Zeitgeschichte* 43 (1995), S. 179f.; Michael Schwartz, *Integration von Flüchtlingen im Nachkriegsdeutschland. Ein Forschungskolloquium des Instituts für Zeitgeschichte*, in: *Vierteljahrshäfte für Zeitgeschichte* 44 (1996), S. 629ff.

<sup>8</sup> Eine der wenigen Ausnahmen bildet Albrecht Lehmann, *Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945–1990*. München 1991. Lehmann geht es allerdings vor allem „um Entwicklungen und Wirkungen von Erinnerungen, Wünschen, Abneigungen in der alltäglichen Lebenswelt, um das Leben mit Erfahrungen und Ansichten bei Frauen und Männern aus den verschiedenen heute zusammenlebenden Generationen Erwachsener“ aus primär volkskundlicher Sicht (S. 10), um einen „Beitrag zur volkskundlichen Erzählforschung“ (S. 11). Seit kürzerem auch Utta Müller-Handl, „Die Gedanken laufen oft zurück ...“ *Hessische Flüchtlingsfrauen erinnern sich an ihr Leben in Böhmen und an den Neuanfang in Hessen nach 1945*. Wiesbaden 1993. Vgl. ebenfalls Utz Jeggle, *Flüchtlingsschicksale. Bericht von einem Projektseminar*, in: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde* 26 (1983), S. 325-334; Karin Kluth, *Die Verarbeitung der Identitäts- und Integrationsprobleme der deutschen Heimatvertriebenen in der II. Generation*, in: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde* 28 (1985), S. 289-317; sowie die Anmerkungen von Arnold Sywottek, ‚Umsiedlung‘ und ‚Räumung‘, ‚Flucht‘ und ‚Ausweisung‘ – Bemerkungen zur deutschen Flüchtlingsgeschichte, in: *Flüchtlinge und Vertriebene* (wie Anm. 2), S. 69-80, hier insbes. S. 60ff. u. 79f.

Binnendeutschen und Ostvertriebenen‘ kam, wie Eugen Lemberg bereits 1950 etwas kühn eine von ihm herausgegebene Sammlung von Untersuchungen zum Wandel dörflicher Gemeinden in Nordhessen benannt hatte.<sup>9</sup> Wenn Vertriebenenpolitiker anmahnten, „Reichtum und wirtschaftlicher Aufstieg sind kein Ersatz für Heimat, Recht und alle mit diesen Säulen unserer Ordnung zusammenhängenden realen und metaphysischen Dinge. ... Die Annahme oder Erwartung, die Heimat des Einzelnen durch einen allgemeinen wirtschaftlichen Aufstieg ersetzen zu können, ist ein der materialistischen Betrachtungsweise entspringender Trugschluß“,<sup>10</sup> wurden sie insbesondere seit den 60er Jahren gerne leichthin allesamt als ‚kalte Krieger‘ oder ‚Revanchisten‘ bezeichnet und dem rechten politischen Milieu zugeordnet, oder es wurde ihnen zumindest vorgeworfen, die Realität total zu verkennen. Die Schmerzen und Verletzungen, die die Flüchtlinge und Vertriebenen durch den erzwungenen Verlust ihrer Heimat erlitten hatten, konnten dadurch vielleicht gesamtgesellschaftlich marginalisiert oder verdrängt werden, aber eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der Frage, ob diese durch Flucht und Vertreibung verursachten mentalen und emotionalen Probleme für die Betroffenen trotz einer insgesamt ‚erfolgreichen‘ politischen und wirtschaftlichen Ein- und Angliederung nicht vielleicht doch sehr real blieben und in ihren Lebensgeschichten bis heute weiterwirken, wurde dadurch so gut wie ausgeschlossen und fand nur in Ausnahmefällen statt.

Im folgenden soll ein erster Versuch unternommen werden, speziell dieser Frage nach der Entwicklung der regionalen Identität der Flüchtlinge und Vertriebenen, nach dem Weiterwirken der alten – ostdeutschen – Prägungen und nach der lebensgeschichtlichen Bedeutung der Erinnerungen an die frühere Heimat 50 Jahre nach Flucht und Vertreibung etwas systematischer anzugehen. Da sich die jüngere Flüchtlings- und Vertriebenenforschung weniger an den Herkunftsgebieten im Osten als an den Aufnahmegebieten im Westen orientiert hat, wird auch hier beispielhaft von einem Aufnahmekreis ausgegangen, dem Landkreis Celle. Celle, am Südrand der Lüneburger Heide im heutigen Bundesland Niedersachsen gelegen, war bis zum Zweiten Weltkrieg ein noch ganz überwiegend agrarisch geprägter Kreis und hatte eine im Vergleich zum Reichsdurchschnitt geringe Einwohnerdichte; bis zum Frühjahr 1945

<sup>9</sup> Die Entstehung eines neuen Volkes aus Binnendeutschen und Ostvertriebenen. Untersuchungen zum Strukturwandel von Land und Leuten unter dem Einfluß des Vertriebenen-Zustroms, hrsg. v. Eugen Lemberg unter Mitwirkung v. Lothar Kreyer. Marburg a.d.L. 1950.

<sup>10</sup> Peter Paul Nahm, Der Wille zur Eingliederung und seine Förderung, in: Die Vertriebenen (wie Anm. 2), S. 153.

blieb er überdies vom eigentlichen Kampfgeschehen nahezu unberührt.<sup>11</sup> Seit der Zunahme des Luftkrieges über Deutschland ab 1943 waren deshalb bereits zahlreiche Großstadtbewohner, vor allem aus Hamburg und Hannover sowie aus dem Ruhrgebiet, nach Celle geflüchtet oder evakuiert worden. Seit Anfang des Jahres 1945 kamen dann zusätzlich in immer wachsenden Zahlen Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten hierher. Im Herbst 1945 war die Celler Bevölkerung um etwa 70% gegenüber dem Stand von 1939 angewachsen; eine Zählung vom 1. Oktober 1945 ergab, daß einer eingesessenen Bevölkerung von 58 721 Menschen 31 944 Flüchtlinge und Luftkriegsbetroffene (= Evakuierte) gegenüberstanden.<sup>12</sup> Den größten Flüchtlingsanteil hatten die Gemeinden mit 200 bis 300 Einwohnern zu verzeichnen, hier kamen durchschnittlich 86,4 Flüchtlinge auf 100 Einheimische. Neun der damals 93 Gemeinden des Landkreises hatten sogar mehr zugewanderte als eingesessene Einwohner. Der Zustrom hielt noch weiter an; am 1. April 1948 befanden sich über 43 000 Flüchtlinge und Vertriebene (einschließlich der Flüchtlinge aus der sowjetischen Besatzungszone sowie der noch verbliebenen Evakuierten aus den drei Westzonen) im Kreisgebiet.<sup>13</sup> Die größte Gruppe der Flüchtlinge und Vertriebenen kam aus Pommern und Westpreußen, ein erheblicher Teil von ihnen wiederum aus der alten Provinz Posen bzw. dem Reichsgau Wartheland (Warthegau), wie er unter den Nationalsozialisten hieß. Die meisten Flüchtlingstrucks aus den zu dieser Region gehörenden Kreisen Dietfurt (Žnin) und Schubin/Altburgund (Szubin) waren noch von den Nationalsozialisten in den Landkreis Celle geleitet worden. Daneben war auch der Anteil der Ostpreußen und Schlesier unter den Flüchtlingen und Vertriebenen in Celle relativ hoch.

Die Schwierigkeiten, die sich aus dem Aufeinanderstoßen dieser beiden Bevölkerungsgruppen ergeben haben, und die Folgewirkungen, die dies für Struktur und Entwicklung des Landkreises seit 1945 hatte, sind bereits an anderer Stelle ausführlich dargestellt worden.<sup>14</sup> Im folgenden geht

---

<sup>11</sup> Hierzu und zum folgenden vgl. Rainer Schulze, *Nachkriegsleben in einem ländlichen Raum*, in: *Unruhige Zeiten. Erlebnisberichte aus dem Landkreis Celle 1945–1949*, hrsg. v. Rainer Schulze. München 1990, S. 13–47 – Die Stadt Celle, Sitz der Kreisverwaltung und das natürliche Zentrum des Landkreises, bildete bis zum 1. Januar 1973, als sie in den Landkreis Celle eingegliedert wurde, einen eigenständigen Stadtkreis.

<sup>12</sup> Verzeichnis über den Bevölkerungsstand des Landkreises Celle nach dem Stande vom 1. Okt. 1945. Kreisarchiv Celle, N 5 Nr. 7.

<sup>13</sup> Statistische Monatshefte für Niedersachsen 2 (1948), S. 84.

<sup>14</sup> Rainer Schulze, „Die Flüchtlinge liegen uns alle schwer im Magen“. Zum Verhältnis von Einheimischen und Flüchtlingen im ländlichen Raum, in: *Geschichtswerkstatt Heft 13 (Nachkriegszeit)*. Hamburg 1987, S. 35–45; ders., *Growing Discontent. Relations between Native and Refugee Populations in a Rural District in Western Ger-*

es um die Frage, inwieweit die Flüchtlinge und Vertriebenen, die nach 1945 in den Landkreis Celle gekommen sind, in den nunmehr rund 50 Jahren seit Flucht und Vertreibung eine neue regionale Identität entwickelt haben und inwieweit sie in ihren alten, aus dem Osten mitgebrachten regionalen Identitäten bis heute verharren. Es handelt sich hierbei um eine Vorstudie zu einem größeren Forschungsprojekt.<sup>15</sup> Grundlage für diese erste Skizze bilden mehrstündige Einzelgespräche mit insgesamt neun Flüchtlingen, sechs Frauen und drei Männer, alle zwischen 1922 und 1938 in Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie geboren, die ich im April 1997 geführt habe. Die Namen der Gesprächspartner sind im folgenden anonymisiert worden. Diese kleine Gruppe kann und soll selbstverständlich nicht als repräsentativ für die noch heute im Landkreis Celle lebenden Flüchtlinge und Vertriebenen gelten; insofern sind auch nur erste Annäherungen an die Thematik möglich, können nur vorläufige Thesen und Perspektiven entwickelt und vor allem Fragen aufgeworfen werden, denen in der weiteren Untersuchung noch gezielt nachgegangen werden muß.<sup>16</sup>

---

many after the Second World War, in: *German History* 7 (1989), S. 332-349 (jetzt nochmals abgedruckt in: *West Germany under Construction. Politics, Society, and Culture in the Adenauer Era*, hrsg. v. Robert G. Moeller. Ann Arbor 1997, S. 53-72); ders., *The Refugee Population in Western Germany after World War II. The Case of Lower Saxony (Niedersachsen)*, in: *The Uprooted. Forced Migration as an International Problem in the Post-War Era*, hrsg. v. Göran Rystad. Lund 1990, S. 289-330; ders., *Zuwanderung und Modernisierung – Flüchtlinge und Vertriebene im ländlichen Raum*, in: *Neue Heimat im Westen* (wie Anm. 3), S. 81-105; ders., „Die Ansprüche kamen erst später.“ *Zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Niedersachsen*, in: *Deutsche Studien* 126 (1995), S. 259-287. Speziell zur Stadt Celle vgl. auch Kathrin Panne, *Der Nachkriegsalltag in Celle am Beispiel der Situation der Flüchtlinge*, in: *Celle '45. Aspekte einer Zeitenwende*. Begleitpublikation zur Ausstellung im Bomann-Museum Celle vom 13. April bis 24. September 1995. Celle 1995, S. 61-88.

<sup>15</sup> Rainer Schulze, *Fünfzig Jahre nach Flucht und Vertreibung. Wie deutsche Flüchtlinge und Vertriebene ihr Leben in der ‚neuen Heimat‘ sehen* (Arbeitstitel des Forschungsprojektes). – Im Zusammenhang mit diesem Forschungsprojekt wird derzeit in Zusammenarbeit mit dem Archiv des Landkreises Celle auch für das Frühjahr 1999 eine Ausstellung im Bomann-Museum Celle unter dem Arbeitstitel „Fremde – Heimat – Niedersachsen. Fünfzig Jahre Flüchtlinge und Vertriebene in Stadt und Landkreis Celle“ vorbereitet.

<sup>16</sup> Auf eine kritische Diskussion der Begriffe ‚regionale Identität‘ und ‚Heimat‘ wird im folgenden, nicht zuletzt aus Platzgründen, bewusst verzichtet. Vgl. dazu u.a. Hermann Bausinger, *Heimat und Identität*, in: *Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur*. 22. Deutscher Volkskunde-Kongress in Kiel vom 16. bis 21. Juni 1979, hrsg. v. Konrad Köstlin u. Hermann Bausinger. Neumünster 1980, S. 9-24; *Heimat. Sehnsucht nach Identität*, hrsg. v. Elisabeth Moosmann. Berlin 1980; *Lebensgeschichte und Identität*, hrsg. v. Friedemann Maurer. Frankfurt a.M. 1981; Wilfried von Bredow, Hans-Friedrich Foltin, *Zwiespältige Zufluchten. Zur Renaissance des Heimatgefühls*. Bonn 1981; Christian Graf von Krockow, *Heimat. Erfahrungen mit einem deutschen Thema*. 2. Aufl., Stuttgart 1989; Michael Hough, *Out of Place. Restoring Identity to the Regional Landscape*. New Haven/London 1990.

## II.

*Frau A.: „Wir haben uns eingegliedert, angepaßt an die Situation, haben versucht, unseren Weg zu finden, unseren Raum für uns zu schaffen.“*

Frau A. wurde 1938 in Königsberg geboren, wo ihr Vater einen großen Friseurbetrieb führte. Sowohl die Familie der Mutter als auch die Familie des Vaters war bereits seit mehreren Generationen in Ostpreußen ansässig. Ende 1944, beim Näherrücken der Front, floh Frau A. mit der Mutter und den erst sechs Monate alten Zwillingsschwestern zunächst nach Neidenburg, wo der Vater stationiert war, und bereits wenige Tage später weiter ins Erzgebirge. Erst 1947 erfuhren sie, daß der Vater nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft in Celle gelandet war, wo er auch eine Arbeitsstelle als Friseur gefunden hatte, und im Rahmen der Familienzusammenführung siedelten sie nach Celle über. Der Vater arbeitete zunächst als Angestellter in einem Friseurgeschäft und nebenbei noch als ‚fahrender Friseur‘ in mehreren Dörfern in der Umgebung Celles. 1954 schaffte er es, sich wieder selbständig zu machen und einen kleinen Herrensalon in Celle zu eröffnen. Kurz darauf verunglückte er tödlich mit dem Fahrrad. Frau A., die zum Zeitpunkt des Unfalls eine Gewerbeschule in Hannover besuchte, versuchte, ihre Ausbildung trotz der großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten, in die die Familie durch den Tod des Vaters gestürzt wurde, zu beenden, brach sie dann aber doch ab, um ihre Mutter zu unterstützen. Sie arbeitete zunächst als Hauswirtschaftsleiterin und unterrichtete später auch an hauswirtschaftlichen Schulen unter anderem in Heidelberg und in Kiel. 1965 kehrte sie aus persönlichen Gründen nach Celle zurück. Über den zweiten Bildungsweg machte sie noch ihre Ausbildung als Technische Lehrerin und unterrichtete seit 1966 bis zu ihrer Pensionierung Hauswirtschaft an den berufsbildenden Schulen in Celle.

*Frau B.: „Ich lebe gerne hier, aber jeder weiß, von wo ich komme und daß ich auch immer davon erzählen muß.“*

Frau B. wurde 1926 in Marienwerder geboren; ihr Vater war Gymnasiallehrer. Sie machte am Marienwerder Lyzeum 1944 das Abitur und wurde danach sofort nach Gotenhafen (Gdynia) in die Torpedoversuchsanstalt kriegsdienstverpflichtet. Im Januar 1945 fuhr sie noch einmal für ein Wochenende zu ihren Eltern nach Marienwerder und geriet dort in die Wirren der zusammenbrechenden deutschen Ostfront. Sie floh noch am sel-

ben Wochenende zusammen mit ihrer Mutter, ihrem 16jährigen Bruder, ihrer 12jährigen Schwester und ihrer 75jährigen Großmutter zunächst zu Fuß, dann in Eisenbahnwaggons von Marienwerder über Berlin nach Weißenfels (Sachsen-Anhalt) zu einer Schwester ihres Vaters, fuhr dann aber noch einmal gegen den Flüchtlingsstrom zurück nach Gotenhafen, um sich wieder bei ihrer Dienststelle zu melden. Aufgrund der immer näherrückenden Front floh sie allerdings sofort wieder in Richtung Westen; dieses Mal blieb nur noch der Weg entlang der pommerschen Küste. Sie kam zunächst nach Ueckermünde und dann später, im März 1945, nach Eckernförde, wohin auch die gesamte Torpedoversuchsanstalt verlegt worden war. Im Dezember 1945 wurde sie von den Eltern eines verwundeten Soldaten, den ihre Schwester im Lazarett in Danzig gepflegt hatte, in Eiderstedt aufgenommen. Von 1947 bis 1949 studierte sie in Hannover und wurde zunächst Grund- und Hauptschullehrerin in Eiderstedt, bis sie 1960 eine Stelle in Celle bekam, wo sie bis zu ihrer Pensionierung arbeitete. Bereits 1959 schaffte sie es, ihre Eltern im Rahmen der Familienzusammenführung aus der DDR zu sich zu holen.

*Frau C.: „Wir haben uns die Bürgerrechte hier erworben.“*

Frau C. wurde 1922 in Neusalz/Oder geboren, lernte nach der Schule Textilverkäuferin, heiratete und bekam 1944 ihr erstes Kind. Ihr Mann war Soldat und seit 1944 bei einer Hochgebirgstruppe in Italien. Am 28. Januar 1945 kam der Befehl, daß Frauen und Kinder Neusalz zu verlassen hätten, und zwei Tage später floh Frau C. mit ihrem zehn Monate alten Sohn und ihrer jüngeren Schwester auf einem Wehrmachts-Lkw zu einer Schwester ihres Mannes nach Sprottau; die Mutter weigerte sich, Neusalz zu verlassen (der Vater war bereits 1929 gestorben). Knapp 14 Tage später flohen sie weiter vor den heranrückenden sowjetischen Truppen über Bautzen und Leipzig und kamen am 12. Februar nach Neu Staßfurt (bei Magdeburg), wo die Frau eines ihrer Brüder bei den hierhin ausgelagerten Bayerischen Motorenwerken als Sekretärin arbeitete; Staßfurt war deshalb bereits vorher als Treffpunkt für die Familie ausgemacht worden, falls sie durch die Kriegsumstände getrennt werden sollte. In Staßfurt bekam Frau C. ein Zimmer zugewiesen, und im März kam tatsächlich ihr Mann während eines kurzen Heimaturlaubes hierher auf Besuch. Im August machte sie einen erfolglosen Versuch, nach Neusalz zurückzukehren, und erhielt schließlich Anfang 1946 die Nachricht, daß ihr Mann in Hambühren im Landkreis Celle gelandet war und dort für die britische Besatzungsmacht arbeitete. Im April 1946 holte er seine Frau, seinen

Sohn sowie seine Schwägerin in die britische Besatzungszone nach, und man kam schließlich gemeinsam in Wietze unter, wo Herr C. ein kleines Zimmer gefunden hatte. Herr C., ein gelernter Bankkaufmann, arbeitete zunächst weiter für die britische Besatzungsmacht, später als kaufmännischer Angestellter und Buchhalter bei einer größeren Firma im Landkreis; Frau C. wusch für jüdische Familien aus dem jüdischen DP-Lager Bergen-Belsen, dekorierte Schaufenster im Ort (ohne Bezahlung) und kümmerte sich um die Kinder. 1947 fanden sie eine Wohnung in einer ‚Villa‘ bei zwei älteren Damen und wohnten dort, bis sie 1966 in Wietze ihr eigenes Haus bauten; in diesem Haus lebt Frau C. noch heute.

*Herr D.: „Behaupten mußte man sich schon.“*

Herr D. wurde 1934 im Haus der Großeltern in Groß Jauth bei Riesenburg geboren. Er wuchs zunächst in Riesenburg auf, wo der Vater als Telephonist und Pförtner in einer Heil- und Pflegeanstalt arbeitete. 1940 zog die Familie nach Sophie-Dorotheen-Hof bei Preußisch Stargard. Am 15. Februar 1945 flüchtete Herr D. mit seiner Mutter und seinen vier jüngeren Geschwistern im Treck vor den heranrückenden sowjetischen Truppen über Stolp, Kolberg und Stettin nach Neubrandenburg; der Vater, der noch kurz vor Kriegsende zum Volkssturm eingezogen worden war, blieb in Preußisch Stargard zurück. Da die Familie keine Adresse von Verwandten oder Bekannten hatte, schloß sich eine halbe Odyssee durch Mitteldeutschland an, von Rügen über Berlin und Magdeburg nach Thammenhain (bei Leipzig), bis sie schließlich zunächst in Hagenow und dann in Wittenburg in Mecklenburg unterkamen. Ende 1947 fand die Mutter über das Rote Kreuz heraus, daß ihre Schwester im Lüneburgischen gelandet war; Anfang 1948 erfolgte der ‚Umzug‘ in den Westen mit organisierten Westpässen. Kurz darauf kam die Nachricht, daß der Vater in Celle als Pförtner bei einer Baufirma arbeitete. Mitte Juni 1948 zog die Familie zum Vater nach Celle, lebte zunächst in einer Rotkreuz-Baracke, bekam aber bereits ein halbes Jahr später eine richtige Wohnung zugewiesen. Herr D. begann 1950 eine Lehre bei der Post, bei der er bis zu seiner Pensionierung arbeitete. Er heiratete eine einheimische Cellerin, deren eine Großmutter allerdings auch aus dem Osten, aus Ostpreußen, stammte, und Mitte der 60er Jahre baute man schließlich in einem Celler Vorort. Herr D. war in der Postgewerkschaft aktiv und stieg bis zum Kreisvorsitzenden auf; seit seiner Pensionierung ist er Vorsitzender des Senioren-Beirates. Er war außerdem in der SPD aktiv.

*Frau E.: „Ich habe eine andere Erlebenswelt.“*

Frau E. wurde 1934 in Bartenstein geboren; ihr Vater war dort Kantor an der evangelischen Stadtkirche. Frau E. verließ Ostpreußen bereits im September 1944; als die Front immer näher rückte, fuhr sie mit ihrer Mutter und ihrem älteren Bruder zur Großmutter nach Harsleben (bei Halberstadt) in den Harz. Die Mutter fuhr im November noch einmal zurück nach Bartenstein, um weitere Sachen zu holen bzw. zu schicken. Nachdem der Vater 1946 aus der Kriegsgefangenschaft zu seiner Familie zurückgekehrt war, bekam er eine Stelle als Kantor in Wernigerode, und die Familie zog dorthin um. 1953 machte Frau E. ihr Abitur, aber da sie als aktives Kirchenmitglied in der DDR keinen Studienplatz erhielt, ging sie 1956 schwarz über die Sektorengrenze nach West-Berlin, wohin sich auch ihr Bruder bereits abgesetzt hatte, und nahm dort ein Musikstudium auf. Sie arbeitete danach als Orchestermusikerin und als Musiklehrerin an verschiedenen Musikschulen, bis sie 1968 an der neugeschaffenen Celler Kreismusikschule eine Stelle bekam, wo sie bis zu ihrer Pensionierung Ende 1996 tätig war. Ihre Eltern konnten später im Rahmen der Familienzusammenführung in den Westen übersiedeln und ließen sich in Schloßböckelheim bei Bad Kreuznach nieder.

*Frau F.: „Ich hab’ das einfach abgelegt – wenn ich schon hier wohne, dann muß ich mich eben den Leuten anpassen.“*

Frau F. wurde 1922 in Pabianice bei Lodz geboren; ihr Vater, ein gelernter Schlosser, arbeitete in der dortigen Niederlassung des Osram-Glühlampenwerkes. Bis 1939 besuchte sie das Deutsche Gymnasium in Pabianice und fing dann als Lehrling im Lohnbüro ebenfalls beim Osram-Werk an. In der Nacht vom 17./18. Januar 1945 kam der Befehl an die deutsche Bevölkerung, die Stadt sofort zu verlassen, und Frau F. flüchtete mit dem gehbehinderten Vater und der jüngeren Schwester; die Mutter blieb zurück, weil sie die alte und bettlägrige Großmutter nicht alleine zurücklassen wollte. Bis über die alte deutsch-polnische Grenze von 1939 wurden sie von Wehrmachts-Lkws mitgenommen, von dort ging es mit dem Zug weiter, zunächst nach Cottbus, und drei Wochen später über Leipzig, Halle und Braunschweig nach Celle, wo ein angeheirateter Schwager und Schulfreund des Vaters wohnte. Am 22. Februar trafen sie in Celle ein und bekamen auch sofort eine kleine möblierte Unterkunft in der Stadt zugewiesen. Frau F. fand Arbeit im Lohnbüro der Osthannoverschen Eisenbahnen AG. Ende Mai 1945 traf sie in der Celler Innenstadt den ge-

rade aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft nach Hause zurückgekehrten Landser wieder, der ihren Vater in dem Führerhaus seines Lkws von Pabianice nach Grünberg mitgenommen hatte und dessen Vater in Garßen (bei Celle) eine Bäckerei und einen Gemischtwarenladen betrieb. Die beiden freundeten sich an und heirateten 1947; Frau F. arbeitete im Gemischtwarenladen, den ihr Mann nach der Hochzeit übernahm, und kümmerte sich um die Bücher, bis ihr Mann das Geschäft in den 70er Jahren aus Gesundheitsgründen aufgeben mußte. Bis zur Pensionierung war sie dann noch einige Jahre im Lohnbüro einer größeren Celler Firma angestellt.

*Frau G.: „Abgeschlossen ja – aber es ist etwas, was bleibt.“*

Frau G. wurde 1926 in Stolp geboren; ihre Familie lebte bereits seit mehreren Generationen in Stolp bzw. Stolpmünde. Ihr Vater war Obermaschinenmeister im Elektrizitätswerk, sie arbeitete nach der Schule als Apothekenhelferin. Frau G. flüchtete zusammen mit der Mutter, ihren jüngeren Geschwistern und einer Bekannten in der Nacht vom 6./7. März 1945 mit dem letzten Zug, der Stolp noch verließ, nach Danzig, wo der Vater in der Marine in Adlershorst war. Am 12. März setzten sie sich zusammen mit der Dienststelle des Vaters nach Hela ab, und der Vater schaffte es, seine Familie auf einem Schiff unterzubringen, das am 18. März in Richtung Westen fuhr. Am 23. März kamen sie in einem Aufanglager in Ueckermünde an und wurden von dort per Zug nach Celle weitergeschickt, wo sie schließlich am 27. März eintrafen. Sie wurden zunächst in den Baracken des Wacholderhofes beim dortigen Marinesperrzeugamt untergebracht; im Sommer 1945 zogen sie in die benachbarte sogenannte Marinesiedlung um, wohin ihnen der Vater nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft nachfolgte. Frau G. arbeitete zunächst auf einem Bauernhof in Queloh und ging dort der Bäuerin zur Hand; in Februar 1946 fand sie in der Apotheke in Eschede wieder eine Stelle als Apothekenhelferin. 1949 heiratete sie; ihr Mann, „ein richtiger Heidjer“, war aktiver Offizier gewesen und arbeitete jetzt bei der Bahn. Ihre Stelle als Apothekenhelferin gab Frau G. nach der Geburt des ersten Kindes auf; ab 1965 arbeitete sie dann in der Escheder Leihbücherei, deren Leitung sie übernahm und bis 1994 innehatte.

*Herr H.: „Naja, es ist immer noch eine Erinnerung.“*

Herr H. wurde 1933 in Beerenbruch, einem kleinen Dorf ca. 20 km südlich von Bromberg, geboren; der Vater bewirtschaftete dort einen eigenen Hof. Am 21. Januar 1945 kam der Befehl zur Räumung des Dorfes, und Herr H. schloß sich mit seiner Mutter und den jüngeren Schwestern dem allgemeinen Treck in Richtung Westen an. Der Vater war noch kurz vor Kriegsende zum Volkssturm eingezogen worden und kehrte nach der Auflösung seiner Einheit ins bereits geräumte Beerenbruch zurück, um sich um das Vieh zu kümmern; er wurde wenige Tage später von Polen abgeführt und vermutlich erschlagen. Der Treck zog durch Pommern, und in Prenzlau wurde bekanntgegeben, daß alle Flüchtlinge aus dem Kreis Altburgund/Schubin in den Landkreis Celle geleitet werden sollten, wo sie am 28. Februar eintrafen. Familie H. kam auf einem größeren Bauernhof in Lohe (bei Dalle) unter und blieb dort bis zu ihrem Umzug 1956 nach Eschede wohnen. Herr H. machte eine Lehre als Waldarbeiter, und obwohl ihm sein eigentliches Berufsziel, Forstwart bzw. Förster, versperrt blieb, arbeitete er bis 1961 im Celler Staatsforst. Es folgten vier Jahre Arbeit in der Molkerei in Eschede, und nach einer Umschulung fand er schließlich eine Beschäftigung im Telefunken-Werk in Celle, wo er bis zu seiner Pensionierung arbeitete. 1958 hatte er, zusammen mit seiner Mutter, ein Haus in Eschede gebaut. Anfang der 60er Jahre heiratete er, seine Frau hatte bis zu ihrer Flucht in Hedwigshorst, einem Nachbardorf von Beerenbruch, gelebt; allerdings hatten sie sich zu dieser Zeit noch nicht gekannt.

*Herr I.: „Man hat sich arrangiert, wo man konnte. ... Aber das ist wie mit den Zugvögeln, die kommen immer wieder dahin zurück.“*

Herr I. wurde 1928 in Brigidau, Kreis Stryj, in Galizien geboren, wo die Familie seit Generationen ansässig war und einen Bauernhof betrieb. Im Herbst 1939, im Gefolge des Hitler-Stalin-Paktes, wurden alle Bewohner des Dorfes ins Wartheland umgesiedelt; Herr I. kam mit seiner Familie nach Junkers, Kreis Dietfurt, wo der Vater einen Hof von polnischen Vorbesitzern zugewiesen bekam. Am 20. Januar 1945 wurde die sofortige Räumung des Dorfes befohlen; Herr I. schloß sich mit der Mutter, zwei Geschwistern und den Großeltern dem Treck in Richtung Westen an. Zunächst waren sie für eine Woche im Kreis Neuruppin und wurden dann in den Landkreis Celle weitergeleitet, wo sie am 20. Februar 1945 ankamen. Zusammen mit zwei anderen Familien aus Junkers wurde Familie I.

auf einen Bauernhof in Klein Hehlen eingewiesen; Herr I. half zunächst auf dem Bauernhof mit aus, bis der Hoferbe aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrte, und fing dann im Frühjahr 1946 mit seinen Pferden in einem Fuhrbetrieb an. 1947 begann er eine Lehre als Zimmermann, machte später auch die Polierprüfung und blieb in diesem Beruf bis zu seiner Pensionierung. Bereits 1949 baute die Familie mit Landesmitteln in Klein Hehlen; 1957 baute Herr I. dann das Haus in Celle-Vorwerk, in dem er noch heute wohnt. Seit 1949 ist er verheiratet; seine Frau ist ebenfalls ein Flüchtling, gebürtig in Pommern und aufgewachsen in Ostpreußen.

### III.

Neun Geschichten von Flucht aus dem Osten und Ankunft im Westen – neun auf den ersten Blick recht unterschiedliche Lebensschicksale. Allen Informanten ist natürlich gemeinsam, daß sie als Kinder bzw. Jugendliche oder junge Erwachsene gezwungen waren, ihre Heimat östlich der Oder-Neiße-Linie zu verlassen, und daß sie schließlich, einige über manche Umwege, im Landkreis Celle landeten. Gemeinsam ist auch allen, daß das Sich-Einfinden im Westen nicht unbedingt einfach war. Frau F. äußert zwar, sie sei freundlich aufgenommen worden und auf große Hilfsbereitschaft gestoßen, aber selbst sie setzt dem noch hinzu: „Aber so ganz wollten sie einen doch nicht so zugehörig haben.“ Die Erfahrungen der anderen Informanten waren sehr viel negativer; die meisten fühlten sich ausgegrenzt und unerwünscht. Frau A. erinnert sich vor allem an Ablehnung durch die Celler Bevölkerung: „wir, das Pack aus Ostdeutschland, die angeblich nichts hatten und da so als Asoziale hierherkamen und, ja, sehr diskriminierend behandelt wurden“, und Frau C. erklärt: „Wir waren Fremde, und die haben uns nicht angenommen. Aber der Unterschied bestand darin, daß die nicht wußten, wo Breslau liegt, wir aber wußten, was die Lüneburger Heide war – Hermann Löns, das haben wir schon in der Schule gelernt. ... Wir wurden auch hier im Dorf überhaupt nicht anerkannt. Es hieß grundsätzlich nur, wir seien die Polacken.“<sup>17</sup>

Gemeinsam ist diesen Informanten aber auch, daß sie es trotz dieser schwierigen Anfänge nach landläufigen Maßstäben im Westen erfolgreich ‚zu etwas brachten‘, manche von ihnen sicherlich um einiges über das

---

<sup>17</sup> Diese Erinnerungen decken sich mit Äußerungen von Flüchtlingen und Vertriebenen unmittelbar nach ihrer Ankunft im Westen. Vgl. z.B. Dokument 32 in: *Unruhige Zeiten* (wie Anm. 11), S. 193.

hinaus, was sie erwartet hätte, wenn es 1945 nicht den Bruch in ihrer Biographie durch die erzwungene Flucht aus der Heimat gegeben hätte. Herr I. hat keinen Zweifel daran: „Das hätten wir nie erreichen können, was wir hier erreicht haben. ... Wenn man das so sieht, dann war es ein Glück, wenn man das so ausdrücken will, daß die Umsiedlung kam.“ ‚Zu etwas bringen‘ heißt hier nicht nur beruflicher Erfolg wie z.B. bei den drei Lehrerinnen, sondern auch ehrenamtliche Positionen und Tätigkeiten in Vereinen und Verbänden. So wurde Frau C. mit der zweithöchsten Stimmenzahl in den Kirchenvorstand gewählt und ist außerdem im Roten Kreuz aktiv; Herr D. war Kreisvorsitzender der Postgewerkschaft, Herr I. im Prüfungsausschuß und der Innungskrankenkasse der Zimmerleute tätig. Auch materieller Wohlstand stellte sich ein, der sich von dem der Einheimischen jetzt, 50 Jahre nach Flucht und Vertreibung, kaum noch merklich unterscheidet; die meisten der Befragten bauten spätestens in den 60er Jahren oder kauften sich ein Eigenheim. Viele haben Kinder, die studiert haben – alles gemeinhin Dinge, die in der Regel als Indikatoren für eine erfolgreich verlaufene Eingliederung im Westen genommen werden.<sup>18</sup>

Die Gespräche haben aber auch gezeigt, daß trotz dieser ‚Erfolge‘ die Eingliederung und Einpassung in die ‚neue‘ Heimat in keinem Fall vollständig erfolgt ist. Wie Frau E. vielleicht am nachdrücklichsten für sich feststellt: „Materieller Besitz war da, den erarbeitete ich mir – aber es fehlte mir die Beziehung dazu.“ Zwar sind aus den ‚Heimatvertriebenen‘ in allen Fällen respektable und respektierte ‚Neubürger‘ geworden, aber auch mehr als 50 Jahre nach der Flucht aus der ‚alten‘ Heimat ist die Antwort auf die Frage, ob sie sich denn nun als Celler betrachten, in kaum einem Fall ein wirklich klares und uneingeschränktes Ja. Lediglich Frau C. sieht sich heute eindeutig als Niedersächsin und bezeichnet Wietze als ihre Heimat: „Hier habe ich Wurzeln gefunden, wenn auch schwer.“ Auch Frau G. stellt fest: „Für mich ist Eschede Heimat geworden, im wahrsten Sinne des Wortes, seit unsere Kinder hier geboren sind. Also Sie würden mich heute freiwillig nicht mehr wegstreifen. Mein Mann liegt hier begraben, meine Eltern liegen hier.“ Aber sie fügt doch hinzu, daß sie für viele Einheimische noch heute ‚der Flüchtling‘ sei: „Irgendwie ist man der Außenstehende ... du gehörst nicht ganz dazu.“ Herr H. sieht ebenfalls Eschede als seine Heimat an: „Ja, also ich fühl‘ mich hier schon zu Hause, also muß ich ehrlich sagen, also für mich ist das schon hier eigentlich die Heimat geworden, muß ich ehrlich sagen.“ Aber als er dann von seinen Besuchen in seinem Geburtsort Beerenbruch erzählt,

---

<sup>18</sup> Vgl. z.B. Frantziuch, Die Vertriebenen (wie Anm. 7), Kap. V.

spricht er doch spontan von „zu Hause“. Ähnlich Frau F., die einerseits sehr eindeutig sagt, sie sei Cellerin geworden: „Ich fühle mich hier jetzt einheimisch“, andererseits aber auch betont, daß ihr Mann von ihrer Familie und ihren Schulfreundinnen aus Pabianice voll akzeptiert werde: „also der gehört jetzt mit zu uns.“

Herr D., der ansonsten immer wieder betont, daß für ihn die alte Heimat seiner Kindheit „Schnee von gestern“ sei, weicht der Frage zunächst aus und meint dann schließlich: „Eigentlich fühle ich mich mehr oder weniger als Europäer. ... Gut, deutsch ja, aber mit Schritten in Richtung Europa – ich denke, daß das der richtige Weg ist.“ Aber Celler? „Nein. ... Es gefällt mir in Celle, Celle ist 'ne sehr schöne Stadt. Ich komm' ja auch 'rum in Deutschland und seh' das eine oder andere; Celle ist 'ne ansehnliche Stadt. Aber daß ich da nun irgendwelche, sag' ich 'mal so, bodenständigen Gefühle habe, daß nur Celle, nein, das denke ich nicht.“ Und fühlt er sich vielleicht zumindest als Niedersachsen? Auch hier ist die Antwort eher ein Nein: „Ich singe zwar das Niedersachsen-Lied gelegentlich mit, aber dann muß auch ein Schnaps und ein Bier dabei sein (lacht dabei); dann singt man ja 'ne Menge mit.“

Frau B. beantwortet die Frage, wo ihre Heimat sei, ohne Zögern mit Marienwerder, und Herr I. stellt ebenso deutlich fest: „Ich bin Galizier. ... Für mich gibt's nur eine Heimat, das ist Galizien. ... Man ist ja hier (im Kreis Celle; R. S.) praktisch großgeworden, die Kinder sind hier geboren, man hat für die Kinder 'was geschaffen, aber irgendwie hängt man immer noch da dran. Man kann sich einfach nicht so leicht davon trennen.“ Für Frau E. ist es seit ihrer ersten Reise nach Ostpreußen, die sie erst 1990, über 45 Jahre nach ihrer Flucht, unternommen hat, klar, daß sie Bartensteinerin ist: „Ich habe Heimat gefunden. Ich habe sie wiedergefunden, habe sie aber eigentlich erst da als Heimat identifiziert. ... Da war mir das egal, ob das Polen ist oder was, das war einfach meine Heimat. Da wohnen jetzt andere Menschen, die eine andere Sprache sprechen, es ist ein anderes Land, aber es bleibt meine Heimat, meine gefühlsmäßige Heimat.“

Bleibt Frau A., die erst sechs Jahre alt war, als sie Königsberg verlassen mußte und sich zwar jetzt „irgendwo“ mit Celle arrangiert und hier natürlich auch viele Freunde gefunden hat, die aber trotzdem feststellt, „wenn ich in mich gehe“, daß die Gebundenheit an die alte Heimat stärker ist als die Gebundenheit an den Ort, in dem sie fast ihr gesamtes erwachsenes Leben zugebracht hat, was sie sich erklärt durch „die starken Erinnerungen, die sehr intensiv irgendwo da sind und die irgendwas ganz Positives ... in mir ausgelöst haben.“ Ihre Schlußfolgerung ist: „Ich würde sagen, ich bin eingebürgerte Ostpreußin.“

Woran denken die Befragten, wenn sie heute an ihre ‚alte‘ Heimat denken? Fast allen kommt zuerst das Elternhaus, die Kirche, die Schule, der Baum mit der Schaukel im Garten, die Wiesen und Wälder, wo sie gespielt hatten, in den Sinn. Einige sprechen auch noch von den Gerüchen an der Ostseeküste oder an den Fischteichen der Umgebung. Dies sind natürlich noch alles ‚normale‘ Kindheitserinnerungen, aber bei den meisten geht die Heimerinnerung darüber hinaus und schließt regionenspezifische Momente mit ein. Fast alle Erinnerungen beziehen jeweils landschaftliche Charakteristika ihrer Region mit ein, den „hohen Himmel“, das andere Klima. „Was ist die Landschaft hier trostlos und die Bäume mickrig!“ wird von mehreren angemerkt, ein Eindruck, der sich nach dem ersten Besuch in der früheren Heimat sogar noch verstärkt hat. Frau G. vermißt die pommersche Küstenlandschaft und das Wasser; „ich bin praktisch im Wasser großgeworden, und hier in Celle gab es damals noch nicht einmal eine Badeanstalt“. Speziell diejenigen, die aus Ostpreußen oder Schlesien stammen, stellen auch die regionale Spracheigentümlichkeit, den regionalen Dialekt, heraus, der für sie noch heute Wärme und Vertrautheit bedeutet. Und fast alle erwähnen das Essen, die speziellen Gerichte und Rezepte der jeweiligen Region, aus der sie stammen.

Diese letztgenannten Punkte sind es auch, die auf die Frage genannt werden, welche typischen Eigenarten aus der früheren Heimat sie noch heute haben. Fast alle Frauen erwähnen, daß sie noch regelmäßig und insbesondere zu Festtagen nach alten Rezepten kochen oder backen, und die Männer berichten, daß sie diese Gerichte immer noch gerne essen. Als nächstes folgen gleich die Sprachfärbung und die Kommunikationsstrukturen. Die meisten haben ihren heimischen Dialekt bis heute nicht vollständig abgelegt, und einige wie Herr I. sprechen ihr spezifisch regionales Deutsch nach wie vor, wenn sie sich mit den Geschwistern oder mit Freunden und Bekannten aus ihrer früheren Heimat treffen: „Dann sprechen wir unsere Muttersprache; das können die Einheimischen nicht begreifen.“ Auch die Art und Weise der Kommunikation haben die meisten zumindest zu einem gewissen Teil beibehalten; sie stellen heraus, daß sie auch heute noch mehr und anders mit ihren Nachbarn und Freunden reden als die als wortkarg angesehenen Celler. Mehrere erwähnen auch gewisse Festtagsbräuche, Rituale, Gedichte und Sprüche aus ihrer früheren Heimat, die sie bis heute in der Familie pflegen. Für fünf der neun Befragten spielt es auch heute, über 50 Jahre nach der Flucht, noch eine Rolle, daß sie nicht im Landkreis Celle, sondern woanders geboren sind.

Wie sind die Befragten mit dem Verlust ihrer Heimat umgegangen? Die meisten reagierten vor allem mit Wehmut und auch Resignation, als

ihnen klar wurde, daß eine Rückkehr, an die fast alle zunächst geglaubt hatten, nicht mehr möglich sein würde. Frau C. verband dies mit dem Entschluß, „arbeiten, in die Hände spucken, sehen, daß wir aus dieser Enge wieder herauskommen“. Frau B. bekam einen „Abscheu gegen alle Form der Politik“. Nur wenigen war wie Frau F. gleich bei der Ankunft in Celle klar, daß sie ihre Heimat endgültig verloren hatten; bei den meisten dauerte es bis Ende der 40er oder Anfang der 50er Jahre, bis sich diese Erkenntnis allmählich durchsetzte, und manche wie Frau A. haben sich bis heute noch nicht völlig mit dem Verlust der Heimat abgefunden.

Fast alle haben versucht, Kontakte zu alten Nachbarn, Schulkameraden, Freunden und Bekannten zu halten, und haben in der Nachkriegszeit, viele bis heute, Heimattreffen besucht, um andere Menschen aus ihrer Herkunftsregion zu treffen, über ihre ‚Heimat‘ zu sprechen und sowohl Erinnerungen als auch Neuigkeiten auszutauschen. Viele sind aus denselben Gründen Mitglieder der verschiedenen Landsmannschaften oder des Bundes der Vertriebenen geworden. Die meisten beziehen bis heute die Zeitung bzw. das Nachrichtenblatt ihrer jeweiligen Heimatgemeinschaft; einige schreiben auch selbst Beiträge für diese Zeitungen. Frau F. hat mehrere Ordner mit Unterlagen zu den regelmäßigen Schultreffen ihres alten Gymnasiums in Pabianice, zu denen sie bis zur Krankheit ihres Mannes regelmäßig gefahren ist; sie weiß dadurch auch bis heute ziemlich genau, „wer wo gelandet ist“.

Diese Art der Bewältigung im quasi außer-öffentlichen Raum wurde von offizieller Seite in der Bundesrepublik auch noch dadurch gefördert, daß fast alle westdeutschen Städte und Landkreise Patenschaften für Städte und Kreise im Osten übernahmen. Der Landkreis Celle übernahm 1953 die Patenschaft für den pommerschen Kreis Belgard-Schivelbein und baute in diesem Zusammenhang auch das Heimatarchiv Belgard auf, das die zentrale deutsche Sammelstelle für Hinterlassenschaften aller Art zur Geschichte dieses Kreises ist. Die Stadt Celle übernahm im gleichen Jahr die Patenschaft für die Stadt und den Kreis Marienwerder, organisierte jährliche Heimattreffen und richtete das sogenannte ‚Marienwerder Zimmer‘ als Heimatstube und Heimatarchiv ein. Ein Jahr später folgte das Celler Kaiserin-Auguste-Viktoria-Gymnasium mit der Patenschaft für die Marienwerder Hermann-Balk-Schule. Im März 1993 kam noch eine offizielle Partnerschaft zwischen der Stadt Celle und der polnischen Stadt Kwidzyn (Marienwerder) hinzu. 1956 übernahm die Stadt Bergen die Patenschaft für den Kreis Schubin-Altburgund; das erste Heimattreffen der Altburgunder hatte bereits im August 1954 in Bergen stattgefunden. Im Landkreis Celle kam es auch zur Gründung von landsmannschaftlichen

Jugendgruppen; so sind Ortsgruppen einer ‚Jugend des Deutschen Ostens‘ für Wardböhmen und Bergen bekannt.<sup>19</sup>

Fast alle Befragten haben über die Flucht einige wenige persönliche Gegenstände retten können, die für sie einen hohen sentimental Erinnerungswert an die verlorene Heimat haben. Frau E. hat noch eine Flasche Saft von Himbeeren aus dem elterlichen Garten aus dem Jahr 1944 sowie ihren ‚Münzschatz‘, eine Reihe von alten Münzen, die sie als Kind an der Stadtmauer in Bartenstein gefunden hatte, und sowohl Frau F. als auch Frau G. haben einige silberne Löffel mit auf die Flucht genommen, die sie bis heute aufbewahrt haben. Fast alle sammeln Photos oder andere Informationen aus ihrer alten Heimat; viele haben sich entweder Chroniken ihres jeweiligen Geburts- oder Wohnortes besorgt oder sie selbst erstellt, fast ebenso viele haben ihre Familiengeschichte aufgeschrieben oder Familienmappen angelegt, Ahnentafeln zusammengestellt und ihre Flucht in den Westen auf Karten nachgezeichnet – alles Versuche, sich ihrer persönlichen Geschichte, die mit der der Herkunftsregion verwoben ist, zu vergewissern und sie gleichzeitig zu bewahren und zu verarbeiten. Frau E. hat für sich nach ihren Besuchen in Bartenstein das Kochen nach alten ostpreußischen Rezepten entdeckt.

Einige reagierten auf den Verlust ihrer Heimat mit stärker nach außen gerichteten Aktivitäten. Frau C. unterstützte mit großem Engagement ihren Mann, der die erste Flüchtlings- und Vertriebenenhilfsorganisation auf lokaler Ebene gegründet hatte und sich in den 50er Jahren außerdem im Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten (BHE) engagierte und längere Zeit Mitglied des Gemeinderates und des Kreistages war, bei seiner sozialpolitischen Arbeit, „um den Menschen hier zu helfen“. Nach dem Tod ihres Mannes blieb sie noch einige Zeit die Ansprechpartnerin für die Ortsgruppe des Bundes der Vertriebenen in Wietze. Frau B. setzt sich seit Jahren für die deutsch-polnische Aussöhnung ein und hat hier insbesondere seit ihrer Pensionierung besondere Aktivitäten entfaltet. Sie war eine treibende Kraft hinter der Ausgestaltung der Städtepartnerschaft zwischen Celle und Kwidzyn und hatte einen wesentlichen Anteil daran, daß diese Partnerschaft auch den alten Heimatkreis Marienwerder und die deutsche Minderheit miteinbezogen hat; sie ist jetzt als einzige Deutsche in das offizielle Komitee zum Wiederaufbau der Innenstadt Kwidzyns berufen worden. Frau E. unterstützt die Kriegsgräberfürsorge bei ihrer Arbeit und hat bei ihren Besuchen in Bartenstein von einer dortigen

---

<sup>19</sup> Hermann von der Kammer, Geschichte (Chronik) der Ortschaft Wardböhmen mit den Ortsteilen Hooppe und Sehlhof, hrsg. aus Anlaß des 800-jährigen Jubiläums 1197–1997. Bergen/Celle 1997, S. 421 ff.

Kriegsgräberstätte Lagepläne erstellt und Photos aufgenommen. Herr I. hat bei einer seiner Fahrten nach Brigidau einen Stern aus der alten Kirche sowie die Gedenktafel für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges mitgebracht und an das Galiziendeutsche Museum in Kaiserslautern abgegeben. Er beteiligte sich auch an der Aktion, in Brigidau zwei Gedenksteine aufzustellen, die daran erinnern, daß dort von 1782 bis 1939 eine deutsche Gemeinde lebte.

Alle Befragten haben in den Gesprächen außerordentlich plastisch und detailreich von ihrer früheren Heimat berichtet; selbst bei denen, die bei der Flucht noch Kinder waren, ist sie noch sehr präsent, und die Erinnerungen sind durchweg positiv besetzt. Die frühere Heimat ist aber nicht nur die ‚alte‘ Heimat in der Erinnerung aus der Zeit vor der Flucht. Bis auf Frau A. und Herrn D. waren alle Befragten zumindest einmal wieder in ihrer früheren Heimat, die meisten mehrfach, einige zum ersten Mal bereits in den 70er Jahren, als derartige Reisen möglich wurden. Frau B. kann schon gar nicht mehr zählen, wie oft sie seit 1970, ihrer ersten Fahrt nach der Flucht, in Marienwerder war; sie fährt jetzt zwei bis drei Mal im Jahr in ihre ‚alte‘ und eigentliche Heimat, „nach Hause“, wie sie es nennt, obwohl sie kein polnisch spricht. Frau A. sagt, sie spüre jetzt immer stärker „das Bedürfnis“, noch einmal wieder nach Königsberg zu fahren, und auch Herr D. würde im Prinzip gerne Riesenburg und Preußisch Stargard besuchen; „das wird sicherlich auch geschehen“, meint er, offen ist für ihn lediglich noch, wann er dies tun wird.

Die meisten stießen bei ihren Besuchen zunächst auf ein gewisses Mißtrauen der in ihrem Heimatort, in ihren Häusern und Wohnungen lebenden Menschen; Herr I. erzählt: „Denen nur klarzumachen, daß man nur ’mal sehen wollte, aber sie keine Angst haben brauchten, daß wir wiederkommen würden oder dergleichen, das war schwierig.“ Aber als diese Hürde genommen war, waren fast alle Begegnungen freundschaftlich und für manche von einer emotionalen Intensität, die bis heute nachwirkt und noch immer spürbar ist. Für Frau E., die lange Zeit regelrecht Angst davor hatte, nach Bartenstein zurückzufahren, und die sich erst 1990, und auch nur in Begleitung zweier Freundinnen, traute, diese Reise zu unternehmen, war es ein Erlebnis, das ihr Leben veränderte. Sie besuchte die alte Kirche, in der ihr Vater Kantor war, und eine ihrer Freundinnen bekam die Erlaubnis, auf der Orgel zu spielen: „Und wo ich merkte, daß für mich Heimat war, war, als sie (die Freundin) die Orgel spielte (weint) ... Da habe ich das erste Mal gespürt, das ist Heimat.“ Erst bei ihrem zweiten Besuch, ein Jahr später, besuchte sie ihr altes elterliches Haus und wurde von der heute dort lebenden Familie herumgeführt: „Und da, als ich dann ging, da mußte ich dann weinen (weint). Und da war es sehr

nett von diesem Polen (der jetzt in der Wohnung lebte; R. S.), da legte er so beschützend seinen Arm um mich (weint). Und da habe ich Abschied genommen, in dem Moment, glaube ich.“ Herr I. ist ebenfalls noch heute emotional sehr stark aufgewühlt und den Tränen nahe, wenn er von der freundschaftlichen Aufnahme erzählt, die er sowohl in Junkers im Wartheland, wo er auf dem Hof, den seine Eltern zugewiesen bekommen hatten, noch den alten polnischen Knecht antraf („War das eine Freude!“), als auch in Brigidau bei seinen Besuchen erfahren hat. Lediglich für Frau C. und Frau F. waren die Besuche in der früheren Heimat eher desillusionierend. Frau C., die nur einmal wieder in ihrem Geburtsort war, berichtet, sie habe zwar alles erkannt, aber es sei doch irgendwie fremd und vor allem „so furchtbar ’runtergekommen“ gewesen: „Die Gebäude standen noch, aber sonst war alles verzerrt; nichts war mehr vertraut.“ Und Frau F., die immerhin drei Mal nach Pabianice gefahren ist, meint: „Ich möchte’s nicht geschenkt haben. Die haben das so verwildern lassen alles. Mein Vater hat so für Ordnung gesorgt und alles. ... Also nein, also ich hab’ gesagt (beim letzten Besuch 1988; R. S.), ich fahr nicht mehr hin.“

Ansonsten führten aber die meisten anderen Besuche zu Kontakten, die über die Jahre anhielten. In den wirtschaftlich schwierigen Zeiten in Polen und in der Ukraine haben mehrere der hier Befragten Pakete mit Lebensmitteln und Medikamenten geschickt und darüber auch in den Zeiten des Kriegsrechtes in Polen die persönlichen Verbindungen aufrechterhalten, als die politischen Beziehungen weitgehend eingefroren wurden. Andere Formen der Hilfe und Solidarität kamen hinzu, so besorgte Frau E. spezielle Farben und Pinsel für den neuen Altar der Stadtkirche in Bartenstein, und Herr I. beteiligte sich mit Spenden an der Restaurierung der Kirche und dem Ausbau der Dorfschule in Brigidau.

Bis auf Frau A. bedeuten diese zum Teil noch außerordentlich starken Gefühle für die frühere Heimat allerdings nicht, daß der Wunsch besteht, dort wieder zu leben. Lediglich Frau A. hat die Perspektive einer Rückkehr noch nicht vollständig abgeschrieben und hat sich in den letzten Jahren oft gefragt: „Würdest Du wieder zurückgehen? Du bist ja jetzt so und-so alt – ich bin 60 Jahre alt – und Dir würde sich drüben die Möglichkeit bieten, wieder Heimatboden zu betreten und neu anzufangen.“ Ihre Antwort darauf ist heute, mehr als 50 Jahre nach der Flucht: „Wenn ich die materielle Absicherung hätte, würde ich es machen. ... Also, ich möchte nicht wieder diese ganze Aufbauhilfe leisten müssen, wie ich sie schon ’mal geleistet habe, das traue ich mir auch kräftemäßig und altersmäßig nicht mehr zu, aber wenn da ein gewisses Team wäre und sagen würde, so – dann würde ich das machen.“ Sie sagt, sie mache sich keine

Illusionen darüber, was sie heute in Königsberg vorfinden würde, aber: „Ich möchte eigentlich da irgendwo wieder beerdigt werden, wo ich hergekommen bin.“ Mit dieser Einstellung ist Frau A. aber eine Ausnahme unter den befragten Flüchtlingen.

#### IV.

Was läßt sich nun hieraus zur Frage des Weiterlebens alter und der Entwicklung neuer regionaler Identitäten an vorläufigen Schlußfolgerungen ziehen?

Die Gespräche haben nochmals nachdrücklich gezeigt, daß die Lebenswege vieler Flüchtlinge und Vertriebenen sehr viel komplizierter und gebrochener sind als von der Forschung häufig angenommen. Ebenso wenig wie es ‚den Flüchtling‘ oder ‚den Vertriebenen‘ im Hinblick auf die soziale Herkunft, die politische Einstellung oder die beruflich-wirtschaftliche Situation gibt, gibt es ‚den Flüchtling‘ oder ‚den Vertriebenen‘ im Hinblick darauf, inwieweit Elemente der alten regionalen Identität weiterwirkten bzw. sich neue Formen der regionalen Identität nach 1945 im Westen herausbildeten. Dieser Prozeß hing natürlich stark von ganz individuellen psychischen Dispositionen ab. Aber es gibt auch eine Reihe von übergeordneten Faktoren, die diesen Prozeß beeinflussten und von denen ich im folgenden lediglich diejenigen herausgreifen will, die mir im Hinblick auf die vorgestellten neun Einzelfälle am wichtigsten erscheinen.

*Dauer der Ansässigkeit am jeweiligen Wohnort bis 1945:* Viele Flüchtlinge sind überhaupt erst in der ersten oder zweiten Generation in den Gebieten ansässig gewesen, aus denen sie dann 1945 fliehen mußten bzw. später vertrieben wurden. Hier stellt sich die Frage nach der regionalen Identität in ganz anderer Weise als bei solchen Familien, die wie die von Frau A. oder Frau G. bereits seit mehreren Generationen in ihrem jeweiligen Heimatort ansässig waren. Wieder andere erlitten einen mehrfachen Heimatverlust wie die Familien von Herrn I. und der späteren Frau von Herrn H., die ursprünglich aus der Pfalz stammten, von dort nach der ersten Teilung Polens Ende des 18. Jahrhunderts als Siedler nach Galizien gekommen waren und erst nach dem Hitler-Stalin-Pakt zwangsweise ins Wartheland umgesiedelt wurden.

*Situation der Deutschen in der Herkunftsregion bis 1945:* Frau F. stammt aus einer Stadt, in der die Deutschen traditionell in einer Minderheits-

situation waren, zunächst im Zarenreich, ab 1918 in Polen; sie lernte von vornherein hochdeutsch und sprach dies auch in der Regel in der Familie. Einerseits bedeutete dies zwar eine ganz andere Form des Zusammenhaltes in einer häufig als feindselig erlebten Umwelt, andererseits entwickelte sich bei Frau F. dadurch auch bereits frühzeitig, was sie heute mit den Worten beschreibt: „Ich hatte schon immer den Drang nach Deutschland.“ Für Familien wie die von Herrn I., die nach dem Hitler-Stalin-Pakt im Wartheland angesiedelt und in bis dahin polnische Höfe eingewiesen wurden, war klar, daß die deutsche Niederlage zwangsläufig heißen mußte, daß sie zum zweiten Mal heimatlos würden: „Wir saßen ja auf fremden Höfen.“ Diejenigen, die in alten deutschen Siedlungsgebieten und insbesondere innerhalb der Reichsgrenzen von 1937 lebten, sahen sich in einer sehr viel ungefährdeten Position.

*Gradlinigkeit der Ankunft in der ‚neuen‘ Heimat:* Viele Flüchtlinge und Vertriebene gelangten nicht auf direktem Wege in die Gebiete, in denen sie dann auf Dauer ansässig wurden. Einige wie Herr D. kamen zunächst in der sowjetischen Besatzungszone unter und flohen von dort ein zweites Mal; andere wie Frau B. zogen, zum Teil mehrfach, innerhalb der Westzonen bzw. der Bundesrepublik um, in der Regel aus beruflichen Gründen, bevor sie in den Landkreis Celle gelangten; manche wie Frau E. durchliefen sowohl die zweite Flucht als auch Umsiedlung im Westen, bevor sie sich schließlich auf Dauer im Landkreis Celle niederließen.

*Dauer bis zur Einsicht, daß die frühere Heimat endgültig verloren ist:* Die Länge der Zeit, während der noch Hoffnungen auf eine Rückkehr in die frühere Heimat bestanden, steht in einem engen Zusammenhang mit dem Weiterwirken der alten regionalen Identitäten. Speziell in den Westzonen und der Bundesrepublik hat natürlich auch die ‚große‘ Politik eine Rolle gespielt, die es im Kalten Krieg gegen die Sowjetunion für angeraten hielt, die Rückkehrhoffnungen der Flüchtlinge und Vertriebenen zumindest verbal kräftig zu schüren. Nur wenigen war es wie Frau E. und Frau F. bereits 1945 klar, daß eine Rückkehr in ihre Heimat auf alle absehbare Zeit nicht möglich sein würde. Frau C. erinnert sich zwar, daß sie beim Verlassen ihrer Wohnung auch gedacht hatte, „ich sehe dich nicht mehr wieder“, aber es dauerte trotzdem bis zum Herbst 1947, als die zunächst in Neusalz verbliebene und dann von den polnischen Behörden von dort vertriebene Mutter zu ihnen stieß, daß ihr bewußt wurde, daß eine Rückkehr wirklich unmöglich war. Bei den meisten anderen dauerte es noch länger, bis sich diese Erkenntnis durchsetzte. Für Frau F. war dies erst bei ihrem ersten Besuch in Stolp 1975 vollends der Fall: „Da

stand für mich fest, das ist vorbei.“ Bis dahin hatte sie immer noch eine gewisse Hoffnung auf Rückkehr gehabt; sie hatte sogar ihren Mann vor der Hochzeit gefragt, ob er bereit wäre, mit ihr nach Stolp zu gehen, wenn dies möglich werde, und sie hatten dann bewußt bis zur ersten Fahrt nach Stolp kein eigenes Haus in Eschede gebaut.

*Bereitschaft zur Aufgabe eines Teils der eigenen Identität:* Dieser Punkt hängt eng mit dem vorangehenden zusammen. Frau F. ist die einzige unter den hier Befragten, die ohne Umschweife äußert, daß sie sich bewußt sofort ihrer neuen Umgebung und den hier herrschenden Sitten und Gebräuchen angepaßt hat; sie sagt auch, daß sie dies nicht als furchtbar schlimm erlebt hat: „ich vermisse eigentlich nichts“. Das reicht bis zu den Kochgewohnheiten; während die Mutter auch nach der Flucht noch sehr viel nach alten Rezepten gekocht hat („diese schönen Klöße!“), hat Frau F. sich voll auf ihren Mann eingestellt: „Mein Mann ist hier ’n Kartoffelmann, naja, dann richte ich mich eben danach.“ Anderen fiel es dagegen schwerer, Teile von sich selbst aufzugeben, und dieser Prozeß war deshalb oft sehr viel langwieriger and komplizierter.

*Erste Alltagserfahrungen unmittelbar nach der Ankunft im Aufnahmegebiet:* Die ersten Erfahrungen in der neuen Umgebung haben eine besondere Bedeutung für das Einleben und Heimischfühlen. Das reicht von der Form der Unterbringung und den ersten Kontakten mit den Einheimischen bis zu den spontanen Empfindungen, als sie die Landschaft im Aufnahmegebiet sahen. Frau F. z.B. fand sofort eine möblierte Unterkunft und Arbeit, als sie in Celle ankam; die Landschaft empfand sie als ähnlich der in ihrer früheren Heimat, „die Wälder mit Kiefern und Birken und so“. Frau A. dagegen kam mit der Landschaft überhaupt nicht zurecht und kann sie bis heute nicht annehmen: „Heide – ich bin nie in der Heide. Ich kenne die Heide eigentlich gar nicht.“ Auch die Celler blieben ihr lange fremd; sie empfand sie als „unheimlich zurückgezogen, sehr konservativ, legen sehr viel Wert auf ihr Image irgendwo, sind kein bißchen weltoffen, sind zum Teil auch sehr geizig und spießig und nicht hilfsbereit.“ Die Königsberger „waren ja Großstadtmenschen irgendwo, und Celle war eigentlich schon dörflicher. ... Das haben wir nie gesagt oder so, aber empfunden haben wir das schon“.

*Gefühl der sozialen Akzeptierung durch die Einheimischen in den Jahren nach der Ankunft:* Ähnlich bedeutsam für die Herausbildung einer neuen regionalen Identität sind die längerfristigen sozialen Erfahrungen im Aufnahmegebiet. Frau F. heiratete bereits 1947 einen Einheimischen, bediente

dann im Laden ihres Mannes und kam dadurch schnell in Kontakt mit vielen Einheimischen. Sie hörte täglich das Celler Plattdeutsch und eignete es sich auch selbst an. Sie wurde zwar nach der Heirat in Garßen, dem Dorf ihres Mannes, „neugierig“ angeguckt: „er hätte ja auch 'ne Einheimische heiraten können“, und stieß auch in der Familie ihres Mannes, mit Ausnahme seiner Eltern, auf eine gewisse Ablehnung, aber in Garßen fühlte sie sich nicht lange als Flüchtling: „Flüchtlinge waren nicht gern gesehen, aber uns haben sie akzeptiert. Ich weiß auch nicht warum (lacht). Uns haben sie akzeptiert, wir gehörten nicht zu den Flüchtlingen oder so.“ Frau A. dagegen erlebte die ersten Jahre in Celle so, daß sie und ihre Familie überhaupt nicht akzeptiert wurden. Ihr sei in der Schule immer deutlich gemacht worden, „Ich war ja nur das Flüchtlingskind“, und mehr als einer ihrer Lehrer habe ihr gesagt: „Ach, Ihr kommt ja nur aus Ostpreußen“, oder: „Ach, Du kannst das ja doch nicht, Du bist ein Versager – oder so irgendwo.“

*Erleben der eigenen sozialen Lage nach Flucht und Vertreibung:* Hier berühren und überschneiden sich soziale und regionale Identität, aber das Beispiel von Frau A. zeigt, daß diese beiden Aspekte häufig nicht zu trennen sind. Der Vater von Frau A. hatte in Königsberg einen großen und gutgehenden Friseursalon gehabt, und die Familie war vergleichsweise wohlhabend gewesen; in Celle dagegen lebten sie in sehr beengten Verhältnissen, und sie hat ihre Kindheit so erlebt, daß „immer kein Geld da war“. Insbesondere die Mutter habe sehr darunter gelitten, „daß sie nun so abgestempelt wurden als das letzte Volk“, und sie habe ihre eigene Unzufriedenheit mit ihrer Situation in Celle in Form von Einschränkungen und Verboten auch an die Kinder weitergegeben; „da haben wir sehr drunter gelitten“. Bei Angehörigen des ostdeutschen Adels wird noch deutlicher, wie sehr sozialer Stand und Lebensstil oft untrennbar verwoben sind mit der Region, den Gütern, der Parklandschaft, dem Blick auf den Wald oder die Berge, dem „schönen Haus“ und den „alten Möbeln“, den „guten Gesprächen“ und dem „wunderbaren Essen“ – „die Großzügigkeit in der Landschaft entsprach der im menschlichen Bereich: da habe ich mich wohl gefühlt“.<sup>20</sup> Es erstaunt deshalb nicht, daß diese Menschen ihre frühere Heimat dann nahezu als „Paradies“ empfinden, aus dem sie durch die erzwungene Flucht vertrieben wurden. Frau A. stellt in ähnlichem Sinne für sich heraus: „Ich habe eigentlich mit der Flucht einen Kampf begonnen – einen Kampf ums Überleben in unterschiedlichen Bereichen.“

---

<sup>20</sup> Diese Zitate stammen aus Gesprächen mit Angehörigen ostdeutscher Adelsfamilien, die ich im Frühjahr 1998 geführt habe.

*Geschlechtsspezifische Erlebenswelten:* Flucht und Vertreibung waren in erster Linie Erfahrungen der Frauen, Kinder und Alten; die Männer waren im Krieg bzw. in Kriegsgefangenschaft und folgten ihren Familien von dort später in den Westen nach.<sup>21</sup> Neben den Alten waren es deshalb insbesondere die Frauen, die 1945 den Heimatverlust am spürbarsten erfuhren, und die rollenspezifischen Erwartungshaltungen an die Frauen in der Nachkriegszeit schränkten ihre Möglichkeiten zur Entwicklung einer neuen regionalen Identität häufig sehr stark ein. Inwieweit es auch bei denjenigen, die als Kinder oder Jugendliche ihre Heimat verlassen mußten, geschlechtsspezifische Unterschiede im Umgang mit dem Verlust der Heimat gab, muß noch näher untersucht werden, doch geben diese neun Gespräche erste Anhaltspunkte, daß dieses Moment auch in dieser Generation noch eine Rolle spielte. Insbesondere Eheschließung und Aufbau einer Familie bzw. das Fehlen dieser Lebensschritte scheinen bei den Frauen dieser Gruppe sehr eng damit zusammenzuhängen, inwieweit die alten regionalen Identitäten aufgegeben wurden bzw. weiterwirkten.

*Verlust der Heimat durch Flucht oder Vertreibung:* Für diese erste Skizze sind nur Menschen befragt worden, die aus ihrer Heimat östlich der Oder-Neiße-Linie vor der heranrückenden Roten Armee geflüchtet sind, einige auf eigene Initiative, andere auf Anordnung der nationalsozialistischen Behörden. Inwieweit in dieser Personengruppe alte regionale Identitäten eventuell länger und nachhaltiger weiterwirkten als bei denjenigen, die nach 1945 von polnischen oder sowjetischen Instanzen aus ihrer Heimat vertrieben wurden, muß in einem nächsten Durchgang noch genauer betrachtet werden.

Die individuelle Kombination dieser Faktoren<sup>22</sup> hat einen wesentlichen Einfluß darauf, inwieweit Beharrung in der alten regionalen Identität oder Einfügung in die neue regionale Identität überwiegt. In vielerlei

<sup>21</sup> Dazu z.B. Christian Graf von Krockow, *Die Stunde der Frauen*. Bericht aus Pommern 1944 bis 1947. Nach einer Erzählung von Libussa Fritz-Krockow. Stuttgart 1988. Vgl. auch Lehmann, *Im Fremden* (wie Anm. 8), S. 151 ff.; Müller-Handl, „Die Gedanken“ (wie Anm. 8); „Das Schicksal Deutschlands liegt in der Hand seiner Frauen“. *Frauen in der deutschen Nachkriegsgeschichte*, hrsg. v. Anna Elisabeth Freier und Anette Kuhn. Düsseldorf 1984.

<sup>22</sup> Da hier nur Flüchtlinge und Vertriebene betrachtet werden, die in der gleichen Aufnahme-region ansässig wurden, fällt der ansonsten wichtige Faktor „Unterkommen in ländlichen Räumen“ bzw. „Unterkommen in Großstädten oder industriellen Ballungsräumen“ weg. Auch habe ich bislang nur mit Flüchtlingen und Vertriebenen gesprochen, die sofort in privaten Unterkünften untergebracht wurden und nicht zuerst längere Zeit in Flüchtlingslagern lebten, so daß auch dieser Faktor bislang keine Rolle spielt.

Hinsicht bilden Frau A. und Frau F. auf dieser Skala zwischen Beharrung und Einfügung<sup>23</sup> die beiden gegensätzlichen Pole; die übrigen Informanten liegen jeweils irgendwo dazwischen. Aber unabhängig vom Grad der ‚Einfügung‘ gilt für alle Befragten, daß die frühere Heimat und ihr erzwungener Verlust prägende Lebenserfahrungen waren und bis heute Teil der Identität geblieben sind; unterschiedlich ist jedoch der Stellenwert, den diese Lebenserfahrungen einnehmen, und wie ‚sperrig‘ bzw. ‚verworfen‘ die (regionale) Identität dadurch geworden ist. Für Frau F. sind alle Heimaterinnerungen „Kindheits- und Jugenderinnerungen, aber mehr nicht. Je älter man wird, umso mehr spricht man davon, aber das hat nicht zu sagen, daß man jetzt das so ins Herz eingeschlossen hat, daß man da wieder hin will“. Für Frau A. bedeutet es dagegen bis heute Verletzung und Schmerz, und sie führt auch ihr geringes Selbstvertrauen und ihre Ängste zu einem Teil auf diesen Bruch in ihrer Biographie zurück, der ihr das Leben verwehrt hat, das sie ansonsten für sich als möglich angesehen hätte: „Ich gehe einfach davon aus, wenn ich in Königsberg geblieben wäre, daß ich ein volles Studium angefangen hätte, daß meine Schulausbildung richtig komplett abgeschlossen worden wäre und ich dann dort tatsächlich andere Möglichkeiten gehabt hätte. ... Wenn das so nicht gelaufen wäre, denke ich, hätte ich aufgrund meiner Veranlagung viel mehr aus meinem Leben machen können.“ Und sie setzt dem noch hinzu: „Ich glaube aber auch, so rein vom Psychologischen her sind ja auch sehr viele Ängste geweckt worden ..., daß ich manchmal nicht den Mut gehabt habe, ja, über die Stränge zu springen und zu sagen, ja, tu’s ’mal einfach – also nach dem Motto, da fällst Du wieder in so ein Katastrophenloch ’rein, wie ich’s nach dem Kriege irgendwo war.“

Ein weiterer Punkt muß in diesem Zusammenhang noch erwähnt werden. Nicht nur besteht die Gefahr, daß die Erinnerung verklärt, was sie in manchen Fällen zweifellos getan hat; Heimat und (alte) regionale Identität sind auch vielfach abgeschmolzen auf den Geburtsort, manchmal sogar auf den Ortsteil, die Straße, das Haus, und sie beziehen sich vor allem häufig auf eine politische und gesellschaftliche Ordnung, wie sie allenfalls bis 1945 bestanden hat: die große Familie, die zusammenhielt, die gemeinsamen Feste und Feiern, die regelmäßigen Kirchenbesuche, die Freundschaften und Aktivitäten der Kinder und Jugendlichen, „die nicht auf den Straßen herumlungerten“ – ohne zu reflektieren, daß die Gesellschaft in den Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie ohne den

<sup>23</sup> Von diesen beiden Polen Beharrung und Einfügung hat Hermann Bausinger bereits in den 50er Jahren gesprochen. Vgl. Hermann Bausinger, Beharrung und Einfügung. Zur Typik des Einlebens der Flüchtlinge, in: Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen 2 (1956), S. 9-16.

Einbruch 1933/45 ebenfalls zahlreichen Veränderungen unterworfen gewesen wäre.

Die Gespräche haben aber auch deutlich gemacht, daß für viele Flüchtlinge und Vertriebene durch den Verlust ihrer Heimat und den Zwang, sich in einer neuen Umgebung einzupassen, die Region für die Identität an Bedeutung verloren hat. Einige stellen ganz explizit für sich eine sehr viel geringere Bindung an den Raum und eine größere Beweglichkeit als bei gleichaltrigen alteingesessenen Cellern fest und definieren sich selbst viel stärker über ihren Beruf und ihre Interessen. Äußerungen der anderen Befragten wie die von Herrn D., der sich im wesentlichen als Europäer sieht, gehen in dieselbe Richtung. Aus heutiger Sicht kann die Erfahrung der Flüchtlinge und Vertriebenen insofern als ein Vorgriff auf eine allgemeine, vor allem durch (häufig erzwungene) berufliche Mobilität hervorgerufene gesamtgesellschaftliche Entwicklung des zunehmenden Heimatverlustes und der ‚Entregionalisierung‘ der Identität gesehen werden. Krockow beschreibt dies mit den Worten, daß „die Zerstörung von Heimat allgemein geworden ist“, und sieht die ‚verlorene Heimat‘ als „die Kehrseite des Fortschritts, der Preis unseres Aufstiegs zum Wohlstand“.<sup>24</sup>

Allerdings blieben die Flüchtlinge und Vertriebenen als ‚Vorhut‘ in diesem generellen Entwicklungsprozeß aus vielleicht gut gemeinten, aber letztlich falsch verstandenen übergeordneten politischen Erwägungen im wesentlichen auf sich allein gestellt. Nicht nur der Schmerz um den Verlust der ‚alten‘ Heimat wurde ‚privatisiert‘; auch der Umgang mit diesem Verlust wurde ‚privatisiert‘, da die deutsche Nachkriegsgesellschaft den Flüchtlingen und Vertriebenen keine kollektiven Muster oder Auffangmöglichkeiten hierfür anbot.<sup>25</sup> Insbesondere die Historiker haben noch die große Bringschuld, eine politische, soziale und kulturelle Geschichte Deutschlands seit 1945 zu schreiben, in denen sich auch die Flüchtlinge und Vertriebenen mit ihren spezifischen Erfahrungen tatsächlich wiederfinden können. Wie schwer dies auch heute noch fällt bzw. wie wenig überhaupt daran gedacht wird, zeigt noch einmal ein Beispiel aus dem Landkreis Celle.

---

<sup>24</sup> Krockow, *Heimat* (wie Anm. 16), Kap. 2; Zitate S. 44. Dazu auch bereits kurz Kluth, *Verarbeitung* (wie Anm. 8), S. 311.

<sup>25</sup> Vgl. hierzu und zum folgenden bereits die kurzen Anmerkungen von Lutz Niethammer, *Flucht ins Konventionelle? Einige Randglossen zu Forschungsproblemen der deutschen Nachkriegszeit*, in: *Fluchtlinge und Vertriebene* (wie Anm. 2), S. 316-323, hier S. 317f. – Zum größeren Kontext vgl. auch Robert G. Moeller, *War Stories. The Search for a Usable Past in the Federal Republic of Germany*, in: *The American Historical Review* 101 (1996), S. 1008-1048; Susan A. Crane, *Writing the Individual Back into Collective Memory*, in: *The American Historical Review* 102 (1997), S. 1372-1385.

1991 brachte der Landkreis ein neues Heimatbuch heraus; in 43 Beiträgen soll es „dem Leser Entwicklungen und Veränderungen nahebringen, die sich in den vergangenen Jahrzehnten im Celler Raum vollzogen haben“.<sup>26</sup> Es verdient Anerkennung, daß dunkle und schmerzhafteste Punkte in der Geschichte des Landkreises Celle wie das Konzentrationslager Bergen-Belsen dabei nicht ausgespart bleiben. Was allerdings völlig fehlt, sind die Geschichten der in den Landkreis Celle gekommenen Flüchtlinge und Vertriebenen. In dem Beitrag über die Umwandlung der Hallen und Bunker der Munitionsanstalt Hambühren in Wohnungen, in denen dann vor allem Flüchtlinge und Vertriebene unterkamen, wird diese Personengruppe zwar erwähnt, und es wird auch der noch heute stehende Gedenkstein zitiert, „1949 begannen Vertriebene mit dem Aufbau einer neuen Heimat in Hambühren“,<sup>27</sup> aber davon abgesehen finden sich die Flüchtlinge und Vertriebenen mit ihren spezifischen Erfahrungen und Prägungen in diesem Band nicht wieder. Man könnte daraus natürlich positiv schließen, daß der Ein- und Angliederungsprozeß so weit gelungen ist, daß dies gar kein Thema mehr für ein Heimatbuch ist. Alle Gespräche mit Flüchtlingen und Vertriebenen zeigen zwar, daß diese Erfahrungen längst noch nicht vergessen und abgetragen oder gar ‚endgültig‘ bewältigt sind, aber selbst wenn dies der Fall wäre, so enthält der Band doch auch zahlreiche Beiträge, die andere Aspekte des Celler Raumes beleuchten, die längst Geschichte sind. Der Untertitel des Bandes ist ‚Menschen im Landkreis Celle erzählen und berichten‘, aber das Erzählen der Flüchtlinge und Vertriebenen wird auf die Publikationen der Heimatkreise abgeschoben.<sup>28</sup>

In dem Geleitwort des neuen Heimatbuches heißt es: „Heimat ist, wo man sich zu Hause fühlt. ... Um wirklich heimisch zu sein, müssen Menschen aber auch vom Entstehen und von den Besonderheiten ihrer Umgebung manches wissen.“<sup>29</sup> Zu diesem Entstehen und diesen Besonderheiten gehören aber seit 1945 das Schicksal der Flüchtlinge und Vertriebenen und die ihnen eigenen Prägungen und Identitäten. Die Flüchtlinge und Vertriebenen hatten einen bedeutenden Anteil an der Entwicklung in

<sup>26</sup> Spuren und Zeichen. Menschen im Celler Land erzählen und berichten. Das neue Heimatbuch, hrsg. v. Landkreis Celle in Zusammenarbeit mit der Sparkasse Celle. Celle 1991; Zitat aus dem Vorwort des Redaktionsausschusses, S. 9.

<sup>27</sup> Manfred Holz, Bunker für Wohnungen, in: Spuren und Zeichen (wie Anm. 26), S. 255-258.

<sup>28</sup> Vgl. z.B. Der Kreis Belgard. Aus der Geschichte eines pommerschen Heimatkreises, hrsg. v. Heimatausschuß Belgard-Schivelbein in Zusammenarbeit mit dem Landkreis Celle. Celle 1989; Der Kreis Schubin, hrsg. v. Heimatkreis Altburgund/Schubin e.V. Bergen/Hamelnd 1975; Der Kreis Schubin. Geschichte, Erinnerungen, Skizzen, hrsg. v. Heimatkreis Schubin-Altburgund e.V. Bergen/Celle 1990.

<sup>29</sup> Geleitwort, in: Spuren und Zeichen (wie Anm. 26), S. 7.

Nachkriegsdeutschland, zu dessen historischen Wurzeln eben auch die Kulturgüter, Werte und spezifischen Erfahrungen gehören, die diese Bevölkerungsgruppe aus ihren früheren Heimatgebieten mitgebracht hat. Die heutige bundesdeutsche Gesellschaft ist eine Gesellschaft der Einheimischen *und* der Flüchtlinge und Vertriebenen, und ein Wachsen dieser Einsicht könnte zu einem gewandelten, positiv besetzten Bewußtsein der Grundlagen dieses Staatswesens führen, das das gesamte deutsche historische Erbe aufnimmt und bewahrt, aber in einen ‚Gründungsmythos‘ inkorporiert, der keine Bedrohung mehr für die europäischen Nachbarstaaten darstellt. Dies würde, nach vorne gewandt, ein (weiterer) Schritt hin zu einem nicht nur vordergründig und rein rational, sondern auch innerlich vollzogenen Akzeptieren der Folgen von Krieg und Niederlage sein. Zu einem derartigen Wechsel des Gründungs- und Staatsbewußtseins könnte eine Flüchtlingsforschung, die nicht revanchistisch oder revisionistisch ist, aber die spezifische Geschichte und die individuellen und kollektiven Erfahrungen der Flüchtlinge und Vertriebenen ernst nimmt, einen gewichtigen Beitrag leisten. Die überwiegende Mehrheit der Flüchtlinge und Vertriebenen ist nicht nur längst zu einem solchen Bewußtsein bereit, sondern vielfach schon ein gutes Stück auf dem Weg dorthin. Frau B. macht dies in unserem Gespräch deutlich: „Wir sind eigentlich die Brücke zwischen denen, die jetzt dort wohnen, und denen, die hier im Westen sind. Wenn nicht wir, wer soll es denn dann können?“ Hierin liegt eine ungeheure Chance für das neue Europa, das nach dem Zusammenbruch des Kommunismus möglich geworden ist, die es positiv und konstruktiv zu nutzen gilt.